

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 171

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WALFISCHSTERBEN FÜRS KORSETT

Die Ausstellung «Secrets» im Textilmuseum St.Gallen bedient die Sinne fürs Schöne. Die Kunsthistorikerin und Kuratorin Ursula Karbacher erklärt, was Walknochen in der Unterwäsche zu suchen haben und wie sich Frauen die Unterhose erkämpften.

von Sabine Schreiber und Wolfgang Steiger

Selbstbewusst in der Unterwäsche von Yva Richard, 1925. Bild: Yva Richard

Saiten: Das Textilmuseum St.Gallen möchte sich international als bestes Haus seiner Sparte positionieren. Wieso gehen sozialgeschichtliche Inhalte vielfach zugunsten des Marketings unter?

Ursula Karbacher: Chantal Thomass bewegt sich voll und ganz in der Unterwäschemode-Welt. Für die Ausstellung war es wichtig, sie als Gastkuratorin zu gewinnen.

Um sich einen nationalen und internationalen Namen zu schaffen, wird das Textilmuseum bei Ausstellungen auch wissenschaftliche Aspekte aufgreifen. Je nach Ausstellung kann ich mir vorstellen, sozialgeschichtliche Themen in Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern und Museen zu erarbeiten.

Ist die in der Ausstellung dargestellte Modewelt für Normalsterbliche nicht schwer zugänglich?

Der Projektleiter der Ausstellung, Tobias Forster, betont diesen Aspekt bewusst. Als ehemaliger Produzent von exklusiven Spitzen kommt er aus dieser Welt. Eine Ausstellung wie «Secrets» darf sinnlich und schön sein. Die Mehrheit der Besucher und Besucherinnen scheint von der Ausstellung sehr angesprochen zu sein und gibt ein positives Feedback.

In der Ausstellung geht es ausschliesslich um edle Unterwäsche für Frauen. Dass das Weibliche verführerisch sein soll, kennen wir doch zur Genüge aus der Werbung ...

Frauen konnten sich früher mit dem Verführerischen sozial absichern beziehungsweise in eine höhere soziale Schicht einheiraten. Im 19. Jahrhundert trugen die Frauen hinten auf dem «Cul de Paris» oft eine Masche. Die Mode machte damals die Frau zu einer Art Geschenkpäckli. Wichtig bei der Verführung war auch die Unterwäsche, beispielsweise das Rascheln der Unterröcke.

Hatte die französische Revolution Einfluss auf die Frauenunterwäsche?

Das Verbot von Unterhosen für Frauen wurde kurz nach der Revolution geknackt. – Vor 1800 trugen die Frauen unter der Oberbekleidung nur ein langes Hemd.

Wie kam der Wechsel zustande?

Nach der Französischen Revolution waren weisse durchsichtige Baumwollkleider, die so genannten «Chemisen», in Mode. Um sich nicht zu erkälten, zogen die Frauen unter diesen hauchdünnen Kleidern hautfarbene Trikotosen an. Dank diesen wärmenden Pantalons konnte sich das weibliche Geschlecht künftig mit Unterhosen gegen Kälte und Nässe schützen.

Ist der gesellschaftskritische Holzschnitt «Der Kampf um die Hose» aus dem Ausstellungskatalog eine Ausnahme?

Dieses Thema wird seit dem 15. Jahrhundert literarisch und bildlich immer wieder aufgegriffen. Über Maria Medici, die im Jahr 1600 König Heinrich IV. von Frankreich heiratete, heisst es, sie hätte Unterhosen getragen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kämpfte die Amerikanerin Amelie Bloomer für die Hose und gegen die Krinoline – eine Art steifen Unterrock in Glockenform. Bloomer war zudem eine Vorkämpferin für die Frauenrechte.



Die Frau gewinnt den Kampf um die Hose. Kupferstich, 1490.

Geht es bei Unterwäsche also tatsächlich nicht nur um Verführung, sondern auch um Emanzipation?

Ja, bestimmt! Den Frauen war ja das Recht auf jede Art von Hose abgesprochen. Heute könnte die Mehrheit der berufstätigen Frauen ihre Arbeit ohne Hosen oder Unterhosen, in steifem Korsett oder ausladender Krinoline wohl kaum ausführen.

Bei den Korsetts mit den Stützstäbchen aus Fischbein befindet man sich unversehens mit Kapitän Ahab auf Walfang. Hatte die Korsettproduktion für die Wale Folgen?

Die Bartwale wurden wegen der grossen Nachfrage nach Fischbein beinahe ausgerottet. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts konnte man Korsetts weben, dadurch erwuchs den Schneidern Konkurrenz. Als sich dann die Korsettgegner bemerkbar machten, waren die Beteiligten dieser riesigen Industrie überhaupt nicht begeistert und argumentierten moralisch. Sie seien ebenfalls nicht für die übertrieben fetischistischen Korsetts, sagten sie, sondern vielmehr für die Gesundheit. Ein Korsett würde die gute Körperhaltung der Frau unterstützen.

Wie wirkte sich das Korsett in Wirklichkeit auf die Gesundheit aus?

Die Frauen fielen oft in Ohnmacht, hatten Rückenprobleme und Verformungen der Organe. Sie konnten sich ohne Korsett kaum aufrecht halten. Darum hatte man das Gefühl, die Frauen seien zu schwach, ohne Korsett zu leben. Und bei Schwangerschaften war das Korsett äusserst problematisch und gefährlich.

Trugen Frauen der unteren Schichten auch ein Korsett?

Im 19. Jahrhundert trugen die Frauen zu den Trachten Schnürmieder. Diese passten sich der weiblichen Figur immerhin mehr oder weniger an und waren weniger steif als das Korsett.

Wie kam es zum radikalen Wechsel in der Mode während den zwanziger Jahren?

Als die Männer an der Front kämpften, standen die Frauen im Hinterland quasi ihren Mann. In der Folge wurde in den Zwanzigern das Maskuline in der Frau-

enmode betont. Die Garçonne wurde kreiert. Die Unterwäsche durfte unter den eng anliegenden Hängkleidern im Charleston-Stil nicht auftragen und so wurden Hemdhosen getragen. Das waren Hemden, die in Shorts mündeten. Dank den neuen Kunstfasern und den Feinwaschmitteln standen erstmals Produkte zur Verfügung, die das Waschen erleichterten. Diese sozialgeschichtlich wichtigen Erfindungen ermöglichten einen grossen Wandel in der Mode.

In einem Artikel über die Ausstellung steht: «Im Treppenhaus überspringt man die Zeit des Zweiten Weltkrieges.» Warum fehlen diese Jahre?

In dieser Zeit ist in der Stickereigeschichte wenig passiert. Die Stickerei ist erst in den Fünfzigern wieder aufgerstanden. Auf die Ausstellung bezogen: Die Unterwäschegeschichte der Krisen- und Kriegszeit ist eher schlicht; die Frauen strickten die Unterwäsche selber aus Wolle. – Diese Unterwäsche wurde ausgetragen und ist daher kaum erhalten. Auch wäre sie wenig attraktiv zum Ausstellen.

Die formende Funktion der Unterwäsche während der fünfziger Jahre ist ein weiteres Ausstellungsthema. Wie kam es zur Entwicklung des Gummischlupfers?

Viele Neuerungen im Textilbereich wurden zuerst im Krieg erprobt. Nylon wurde zum Beispiel für Fallschirme verwendet. Oder: Als Nebenprodukt des von Dunlop erfundenen Luftpneus entstand elastisches Gewebe. Es gäbe die heutige Unterwäsche nicht ohne Elasthan; der Faden mit Gummikern und hautfreundlicher Baumwolle als Hülle. Bequemer kann Unterwäsche aus heutiger Sicht kaum sein.

Ist die Ausstellung in diesem Sinn auch eine Stoff- und Materialausstellung?

Ja, die Stickerei-Industrie bemüht sich, alle möglichen Materialien zu besticken. Es gibt heute elastische Stickereien, das war früher undenkbar. Das Nylon der sechziger Jahre wird heute nicht mehr verwendet. Dafür werden Stoffe aus Polyester entwickelt, die um einiges edler und kaum als synthetisch erkennbar sind.

Warum sind praktisch nur Körpergrössen, die gesellschaftlich akzeptiert sind, zu sehen?

Wie gesagt, die Ausstellung soll schön und sinnlich sein. Auch erhalten Sammler exklusive Modelle hauptsächlich in diesen Grössen. Ausserdem vergisst man gerne: Die St.Galler Sticker leben heute vorwiegend von der Unterwäsche und nicht von der Haute-Couture-Stickerei.

Tatsächlich? Man sieht ja sonst nur diese tollen bestickten Roben, wenn es um St.Galler Spitzen geht.

Das ist halt der Glamour der Modewelt. Wenn es nach dem Umbruch in der Mode in den zwanziger Jahren noch etwas zu besticken gab, dann war es vor allem Unterwäsche. Seit den sechziger Jahren ist die St.Galler Stickerei-Industrie punkto Unterwäsche weltweit Spitze.

Wie kam es eigentlich zum Comeback des Mieders?

Ende des 20. Jahrhundert rückte das Intime vermehrt in die Öffentlichkeit. Bei den Talkshows am Fernsehen trugen die Teilnehmenden das Intimste nach aussen. Dasselbe geschah mit der Unterwäsche. Madonna war eine der Ersten, die öffentlich Unterwäsche trug. Heute schaut man nicht mehr erstaunt, wenn eine junge Frau öffentlich ein schönes Büstier trägt.

Stimmt der Eindruck, dass sich die Mode zuweilen bei der Subkultur bedient?

Die Mode lässt sich von der Strasse inspirieren. Von den Halbstarren in den fünfziger Jahren über die Hippies und Punks bis zu den Rappern und Goths – alle diese Stile waren einmal Streetwear und beeinflussten die Haute Couture oder wurden von Marken übernommen.

Von welcher Subkultur hat Chantal Thomass für ihre Dessous abgekupfert?

Das war nicht Thomass alleine. Rot-schwarze Unterwäsche kommt aber eindeutig aus dem Rotlichtmilieu.

Sind das die verführerischen Tabubrüche von heute?

Es ist typisch für jede Epoche, was erotisch ist: Wenn ein Mann im 19. Jahrhundert bei einer Frau, die in eine Kutsche einstieg, den Knöchel sah, war das eine grosse und aufregende Sache.

Textilmuseum St.Gallen. Bis 30. Dezember. Öffnungszeiten: Mo–So, 10–17 Uhr. Mehr Infos: www.textilmuseum.ch

Ursula Karbacher, 1955, lebt in St.Gallen. Die gelernte Bibliothekarin studierte Kunstgeschichte, ostasiatische Kunstgeschichte und Religionsgeschichte. Sie arbeitete als Kunsthistorikerin und freie Mitarbeiterin an verschiedenen Museen und Bibliotheken, als Textilkonservatorin am Historischen Museum Luzern und als wissenschaftliche Mitarbeiterin für Textilien am Historischen Museum des Kantons Thurgau. Ursula Karbacher ist seit 2003 leitende Kuratorin am Textilmuseum St.Gallen und Lehrbeauftragte an der Schweizerischen Textilschule. [sas]



Korsett Prima Donna, 1890. Bild: Archiv Van de Velde

«Secrets» reproduziert das Gegensatzpaar «privat» – «öffentlich», die Konstruktion des sozialen Raumes in eine weibliche und eine männliche Sphäre. Die hier gezeigte Welt kennt weder Geschlechterverwirrungen noch soziale Ungerechtigkeiten. Das Konzept vom Weiblichen als das Verführerische scheint unumstösslich. Für die Frau ist die Rolle des Objekts, das zurechtgemacht wird, um zu gefallen, vorgesehen. «Secrets» betont das Frauenbild in der westlichen Kultur: Verführerin, Muse, Modell. Das Wissen vom Dazwischen und Daneben bleibt der Erfahrung und der Neugierde der Betrachtenden überlassen. Als Beispiel sei das Korsett für Dita von Teese, eine der bekanntesten Vertreterinnen der New Burlesque, angeführt. Die Kleidung der frivolen Stripperin findet sich – Zufall oder Absicht? – etwas abgesondert in der Garderobe des Textilmuseums in einer Vitrine in einem schwarzen Schrein. Der Corsetier Mr. Pearl, der dieses aussergewöhnliche Exponat hergestellt hat, trägt seit Jahren selbst ein Korsett. Ihm wird nachgesagt, er habe die schmalste Männertaille der Welt. Damit kopiert er die modebewussten Dandys des 19. Jahrhunderts, die ein Unterbrustkorsett trugen, um ihre Silhouette zu formen. Möglicherweise ist das Geheimnis von «Secrets» das Verbergen von weiblichen Identitäten und Persönlichkeiten. Die Vielfalt des Spiels mit Weiblichkeit, weiblichen Rollen und Seinsweisen eröffnet sich hingegen im Kunstmuseum St.Gallen. Der Titel der Ausstellung, «Ladies only», ist leicht irritierend: Im ersten Raum zeigt die Wand mit der «Petersburger Hängung» von Männern kreierte Frauenbilder, und die Sammlerinnen, welche im hintersten Raum der Ausstellungsflucht gewürdigt werden, bemühen sich um die Kunst von Männern. Wie dem auch sei: Im Kunstmuseum finden sich zahlreiche schöpferisch tätige und innovative Frauen.

Manon

Der abgedunkelte Raum ist mit schwarzem Molton ausgeschlagen. Auf Stelen ruhen geöffnete Schatullen, deren Inneres mit Seide ausgelegt ist. Jede Schatulle ist einer bestimmten Frau gewidmet, jeder Frau ist eine andere Farbe zugeordnet, ein weisses Moiré-Band trägt den jeweiligen Namen: Nico, Meret Oppenheim, Marlen Haushofer, Coco Chanel. Manon setzt hier Frauen ein künstlerisches Denkmal. Die verwendeten Materialien sind Stoffe der

Manons Antwort auf die Anmerkung, sie habe mit ihrer Kunst Tabus gebrochen, war enorm befreiend: Nein, sie habe keine Tabus gebrochen, sie wolle Räume öffnen, die Vielfalt von Lebensentwürfen und Projektionen erproben.

Valie Export

Valie Export führt 1968 mit ihrem «Tapp- und Tastkino» offensiv und unmittelbar das Kino als Projektionsraum männlicher Fantasien vor. Das «Tapp- und Tastkino» ist eine der ersten feministischen Aktionen Exports und gleichzeitig eine der berühmtesten weltweit. Die Performerin trägt einen Kasten vor der Brust mit Öffnungen, wie sie in Ausstellungen für das «Sehen mit den Händen» eingesetzt werden. Mit einem Begleiter begibt sich Export an einen öffentlichen Platz. Er hält eine gesellschaftspolitische Rede und bietet den Passanten das «Tapp- und Tastkino» zum «Begreifen» an: dreissig Sekunden müssen reichen. Export will mit der sexuellen Objektivität der Frau brechen. Sie kritisiert sowohl den Sexismus wie auch die Manipulation des Menschen durch das gesellschaftliche und ökonomische Herrschaftsmittel Film.

Elodie Pong

«Je suis une bombe. Je suis sublime. Je suis l'incarnation de la perfection. C'est comme ça. Je suis née comme ça.» Das sagt eine Tänzerin in die Kamera, eindringlich und mit scharfen Atemzügen. Kurz zuvor hat sie im Pandabärenkostüm einen «Pole Dance» durchgeführt.

Im Video «Je suis une bombe ...» (2006) spürt Elodie Pong dem ambivalenten Gefühl zwischen Macht und Ohnmacht einer heutigen Frauengeneration nach. Die Konfrontation der Betrachtenden mit dem Befinden der Tänzerin und den eigenen Projektionen geht unter die Haut. – Diese Perspektive fehlt in «Secrets» vollständig.

Nachtrag

Vermutlich täte es dem Textilmuseum gut, würden sich die Patrons der lokalen Finanz- und Textilindustrie als Ausstellungsmacher allmählich zurückziehen. Eine Emanzipation von Selbstdarstellung und Materialschau (spricht: Marketing) macht den Blick frei für sozial- und industriegeschichtliche Fragestellungen. Und eine engere Zusammenarbeit mit ande-

«SECRETS» VS. «LADIES ONLY»

Textilmuseum und Kunstmuseum rücken die Frau in den Mittelpunkt. Die beiden Ausstellungen unterscheiden sich in ihrem Blick auf die weibliche Identität.

von Sabine Schreiber und Wolfgang Steiger

Verführung, wie sie auch in «Secrets» zum Tragen kommen. Manon macht 1990 im «Damenzimmer», was Männer schon längst machen: Bezüge zu Vorbildern schaffen, Zugehörigkeiten herstellen. Manon war im Mai Teilnehmerin am Podium «Ethik und Tabus», einer Rahmenveranstaltung zu «Secrets». Das Thema in einer Stunde abzuhandeln und erst noch den Kontext zur Unterwäsche herzustellen, war ein hoher, nicht einlösbarer Anspruch.

ren Museen mit ähnlichem Themenbereich wäre bereichernd: Im regionalen Kontext liessen sich kulturspezifische Fragen und Konzepte wesentlich breiter zur Diskussion stellen.

Textilmuseum St.Gallen. Bis 30. Dezember. Öffnungszeiten: Mo–So, 10–17 Uhr. Mehr Infos: www.textilmuseum.ch

Kunstmuseum St.Gallen. Bis 9. November. Öffnungszeiten: Di–So von 10–17 Uhr, Mi bis 20 Uhr. Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch



Oben links: Abgetaucht: Schon von Weitem sehen wir die Flukten der Grauwale.

Oben: Immer weniger Lachse gehen den Fischern von Sachalin ins Netz.

Links: Wo sind die Grauwale?
Whalewatching vom Leuchtturm.

Unten: Wer nicht in einem Laden arbeiten kann, verkauft im Wald gesammelte Beeren und Holzscheite.



Bilder: WWF/J-J Ruchti

AUSBEUTUNG AM ENDE DER WELT

Nach Sachalin geht kaum jemand freiwillig. Auch nicht Anton Tschchow, als er 1890 die mühsame Reise zur Sträflingsinsel Sachalin östlich von Sibirien auf sich nahm. Nach dem Tod seines Bruders Nikolaj in einer Schaffenskrise und selbst schon dem Tod nahe, sah sich Tschchow gezwungen, weit weg zu fliehen. Sachalin war weit weg genug. 10'000 Kilometer von Moskau entfernt. Seine Eindrücke hielt der russische Schriftsteller im Buch «Die Insel Sachalin» fest. Darin beschreibt er die Menschen – Kriminelle, politische Gefangene, manche mit ihren Familien – und die Bedingungen, unter denen sie dort leben mussten.

Gelächter und Wodka

Über hundert Jahre später stehe ich am Flughafen von Juschno-Sachalinsk. Als Mitglied einer elfköpfigen Expedition, die sich in den nächsten acht Tagen über den Zustand der letzten Westpazifischen Grauwale vor Sachalin ein Bild machen will. Noch warten wir auf unser Gepäck. Aus dem Bauch der Tupolew rollt der Container. Das Tor zur Gepäckabfertigung ist zu klein dafür. Kein Problem in Russland. Flughafenangestellte und einige der wartenden Passagiere packen mit an. Gelächter und Wodka liegen in der Luft. Nach zwei, drei Versuchen steht der Container in der Halle. Die beiden Türflügel des Tores liegen zusammen mit Mauerresten am Boden. Niemand kümmert sich darum. Hauptsache, das Gepäck ist da. Ein Bus bringt uns zum Hotel Sapporo, dem einzigen Hotel in der Hauptstadt Juschno-Sachalinsk, das für ausländische Gäste reserviert ist. Juschno liegt im Süden der Insel, die mit knapp 75'000 Quadratkilometern eineinhalbmal so gross ist wie die Schweiz. Über die Hälfte der insgesamt 507'000 Einwohner Sachalins lebt in der Hauptstadt.

Moskau ist weit weg. Daran hat sich seit Tschchows Reise nichts geändert. Auf Sachalin leben Russlands vergessene Kinder. Die Folgen der Arbeitslosigkeit sind überall sichtbar. Der Alkoholmissbrauch prägt alle Bevölkerungsschichten und Altersstufen. Die Bronzestatue mit Väterchen Lenin auf dem Haupt-

platz von Juschno ist umringt von Flaschen und Jugendlichen, die dafür sorgen, dass die Buddeln leer werden.

Die Suche nach einem Restaurant gestaltet sich trotz der Begleitung durch unsere russischen Freunde schwierig. In einem Lokal wird uns Bier serviert. Doch die auf den ersten Blick reichhaltige Speisekarte erweist sich als Blindgänger. Keines der aufgeführten Gerichte ist an diesem Tag verfügbar. Dafür tauchen eine Viertelstunde später die etwas gar offenerherzigen Freundinnen unserer Bedienung auf. Unerwartet stehen wir im Mittelpunkt eines Disputes um Rubel und Dollars.

Ölmultis machen weiter

Prostitution sei neben dem Alkoholismus ein grosses Problem, erzählt uns später Natalia Barannikowa. Die 28-jährige Juristin arbeitet für die lokale Umweltgruppe Sakhalin Environmental Watch. Natalia spricht von den krassen Gegensätzen auf Sachalin. Auf der einen Seite die milliarden schweren Ölkonzerne, auf der anderen Seite die Bevölkerung, die von dem Reichtum nicht profitieren kann. Wer nicht das Glück hat, in einer Reparaturwerkstatt, einem Laden oder einer Schule zu arbeiten, versucht, selbst gepflanztes Gemüse oder im Wald gesammelte Beeren und Holzscheite zu verkaufen. Auf den Ölplattformen und Förderanlagen arbeiten ausschliesslich Leute vom Festland, nicht aber die eigentlichen Bewohner Sachalins. Auch die Strassen werden von auswärtigen Unternehmen mit Arbeitern aus dem Baltikum gebaut.

Ganz anders sehen Vertreter der Ölmultis die Situation auf Sachalin. Sie verstehen sich als Wohltäter für Mensch und Umwelt. Mitarbeiter der Sakhalin Energy Investment Company – beteiligt sind Gazprom, Shell, Mitsui und Mitsubishi – zeigen uns die Anaiva Bay bei Korsakov im Süden. Hier entstehen für elf Milliarden Dollar eine gigantische Gasverflüssigungsanlage und das Verladeterminale für Öl und Gas. Hier enden auch zwei der umstrittenen Pipelines aus dem Norden. Die Folgen: Die Lachsfischerei in der Bucht wird verunmöglicht. Die lokalen Fischer müs-

sen das Gelände räumen. Zudem birgt der Bau der Pipelines enorme Umweltrisiken. Die Leitungen durchqueren über tausend Flüsse, was bei Lecks zur Verschmutzung des Trinkwassers führt und die Laichgründe der Fische zerstört. Ausserdem liegt die Insel Sachalin in einer seismisch aktiven Zone. Erdbeben bis zu Stärke 9 können hier jederzeit ausbrechen. Doch die Ölmultis machen weiter. Vor der Küste Sachalins lagern die grössten noch zu erschliessenden Öl- und Gasvorkommen der Welt. Mit dem Nachtzug fahren wir von Juschno nach Nogliki. Diese Ortschaft 600 Kilometer nördlich der Hauptstadt profitiert als eine der wenigen vom Ölboom. Moderne Häuser säumen die asphaltierten Strassen, die fast alle bei der von einer Ölgesellschaft errichteten Kirche enden.

Abgemagerte Grauwale

Unterwegs treffen wir Victor Sangi, den Ortsvorsteher der kleinen Gemeinde Val. Sangi gehört zum Stamm der Niwchen, der jahrhundertlang vom Fischfang lebte. Doch seit hier Öl gefördert wird, verfangen sich immer weniger Lachse in den Netzen. Schwere Tanklastwagen donnern im Dreissig-Minuten-Takt durch das Dorf und hüllen den Ort in eine permanente Staubwolke. Die Holzhäuser am Rande der Strasse wurden von ihren Bewohnern verlassen und verfallen. Victor Sangi ist empört: «Sie plündern unser Land, und wir haben nicht einmal Arbeit.»

Mit unseren zwei Lastwagen treffen wir am Ziel unserer Expedition ein, an der Lagune von Piltun. Unter dem Leuchtturm schlagen wir unsere Zelte auf. Täglich liegt frischer Lachs auf dem Grill, dazu gibts Bier, Wodka und Tee. Doch wir sind hier, um die Westpazifischen Grauwale zu beobachten. Schon von weitem sehen wir ihre Flukken. Dieses Küstengebiet ist das einzige bekannte Sommeraufenthaltsgebiet dieser Walart. Gleichzeitig erblicken wir auch die Bedrohung für die letzten hundert Westpazifischen Grauwale: die Ölplattform Molikpaq in unmittelbarer Nähe der Bucht. Während der Sommermonate werden dort rund zwölf Millionen Liter Öl pro Tag gefördert, und bald nimmt hier eine zweite Plattform den Betrieb auf. Die Plattformen und der Lärm der Tanker erschweren den Walen den Zugang zu ihren Nahrungsgründen. Forscher stellen fest, dass es immer mehr abgemagerte Tiere gibt. Zudem produzieren die Sachalin-Grauwale immer weniger Nachwuchs. Weltweit tätige Umweltschutz- und Entwicklungshilfeorganisationen fordern von der russischen Regierung ein Walschutzgebiet vor Piltun. Doch solange die Regierungen und Banken – darunter die Credit Suisse – aus den Industrieländern die Ölförderanlagen mitfinanzieren, steht es schlecht um die Menschen, die Tiere und die Natur in Sachalin.

Richard Lehner, 1957, ist Autor und Kommunikationsbeauftragter. Er lebt in Rorschach und arbeitet in Zürich.



«ES GIBT IMMER WAS ZU SEHEN»

Intercity, ab Zürich 8.10 Uhr.

Nach vier Jahren als Redaktorin verabschiedet sich Sabina Brunschweiler mit dieser Ausgabe von Saiten. Mit ihrer Nachfolgerin Noëmi Landolt wird sie aber weiterhin Zug fahren. Eine Plauderei im Speisewagen zwischen St.Gallen und Zürich.

N: Ich bin schon lange nicht mehr im Speisewagen gefahren.

S: Wollen wir ein Bier nehmen? So zum Feierabend.

N: Ja, trinken wir aufs Pendlerleben.

S: Genau. Aufs Pendlerleben!

N: Weiss nicht, ob ich mich so bald daran gewöhnen kann. Was hast du denn so gemacht im Zug?

S: Vieles, ich fahre gern Zug. Das ist übrigens auch ein Pluspunkt meiner Zeit bei Saiten: dass ich endlich einen guten Grund hatte, ein GA zu kaufen.

N: Ja, auf mein GA freue ich mich auch.

S: Es gibt immer etwas zu sehen, wenn man unterwegs ist. Manchmal schaue ich einfach aus dem Fenster oder beobachte die Mitreisenden. Aber ich kann auch gut arbeiten im Zug.

N: Du kannst im Zug arbeiten? Ich schlafe immer ein.

S: Wirklich? Das kann ich wiederum nicht. Das ist aber praktisch. Dann kannst du morgens länger schlafen. Welchen Zug haben wir heute Morgen genommen?

N: 7.39 Uhr ab Zürich.

S: Ja, genau. Der ist noch ziemlich voll. Im 8.10-Zug ist schon wunderbar ruhig. Wenn ich den nehme, habe ich morgens eine Stunde gearbeitet, wenn ich ins Büro komme.

N: Gibt es also auch Vorteile, wenn man als Saiten-Redaktorin nicht in St.Gallen wohnt?

S: Ja, mehrere. Ich habe geschätzt, dass ich immer wieder wegfahren konnte. In St.Gallen wurde ich die Rolle der Saiten-Redaktorin nie ganz los, auch abends nicht, erst recht nicht an Konzerten oder im Theater. Und ich glaube, dass diese örtliche Distanz auch fürs Heft ein Vorteil sein kann. Es ist doch gut, wenn jemand im Redaktionsteam nicht so tief im St.Galler «Kuchen» drin steckt. Von aussen kann man nun mal unabhängigeren Blickwinkel einnehmen.

N: War es schwierig, trotzdem am Kuchen teilzuhaben?

S: Ich bin ja nicht jeden Abend zurück nach Zürich gefahren. Während drei von den vier Jahren bei Saiten habe ich in St.Gallen ein Zimmer gemietet. Ich glaube schon, dass man den St.Gallern was beweisen muss, bis man dazugehört. Sie brauchen auf jeden Fall Zeit, um Vertrauen zu fassen. Dafür erinnern sie sich an dich, wenn man sie einen Monat nach einer Party wieder sieht. Aber am Anfang habe ich schon etwas gelitten und St.Gallen als hartes Pflaster empfunden.

N: Ich glaube, viele Leute haben ein gespaltenes Verhältnis zu St.Gallen. In den ersten Jahren, nachdem ich nach Zürich gezogen bin, fuhr ich am

Wochenende oft nachhause. Als dann diese Abstimmung übers neue Polizeigesetz bachab ging, hatte ich genug. Ich war so wütend: «Ihr könnt mich alle mal, ich hau ab.» Mittlerweile habe ich mich wieder etwas versöhnt und werde in Zukunft ja wieder sehr oft hier sein.

S: Das kenne ich. Ich hatte zum oberen Toggenburg, wo ich aufgewachsen bin, immer eine sehr enge Verbindung. Als dann plötzlich alle nur noch «Toni Brunner» riefen, wenn ich von meinem Dorf Ebnat-Kappel erzählte, hat das meine Beziehung zu dieser Region schon verändert. Aber das hat sich mit der Zeit wieder gelegt. Wahrscheinlich, weil Tonis Toggenburg sehr wenig mit «meinem» Toggenburg zu tun hat. Und irgendwann spürt man den Wunsch, dieses zu verteidigen. Ich habe in der Region vieles erlebt, das prägend war. Die Landschaft mit ihren Sagen und Geschichten, die frohe Kindheit. Später haben wir das Kraftwerk in Krummenau aufgebaut und Kultur organisiert.

N: Ist nicht gerade dieser Zwiespalt typisch fürs Saiten? Man wettet gegen die städtische Politik und die Enge, das Kleinstädtische, bleibt aber da und versucht, dagegenzusteuern. Wenn einem gar nichts an dieser Stadt oder Region am Herzen läge, könnte man ja einfach «Tschüss» sagen.

S: Stimmt. Dieses Angezogen- und gleichzeitig Abgestossensein gehört unbedingt dazu und macht das Nahe, die Heimat, wenn man so will, doch erst interessant.

N: Welches war eigentlich dein Lieblings-Titelthema in den letzten vier Jahren?

S: Hmm. Da würde ich wahrscheinlich täglich was anderes antworten. Die «Schmutz und Schund»-Nummer hat mir gut gefallen, diejenige zur Angst, das Heft zur «armen Jugend» und die Jugonummer natürlich.

N: Ja, die Jugonummer. Da wart ihr so ziemlich die Ersten, die das Thema in dieser Art angesprochen haben. Das «NZZ Folio» hat erst später eine Ausgabe zum gleichen Thema gebracht, oder? Es hat sich ja zu jener Zeit fast aufgedrängt.

S: Ja. Es fällt auf, dass diejenigen Titelthemen immer gut angekommen sind und in Erinnerung blieben, die es irgendwie schafften, gesellschaftspolitische Entwicklungen aufzuspüren.

N: Es war dir ein grosses Anliegen, mehr Frauen ins Heft zu bringen. Meinst du, es hat sich diesbezüglich etwas verändert in den letzten Jahren?

S: Ach, ich weiss nicht recht. Gerade in der neusten Nummer haben wieder viel mehr Männer als Frauen mitgeschrieben. Es gibt nun mal weniger Autorinnen als Autoren in der Ostschweiz. Das braucht noch etwas Zeit. Es ist aber vor allem wichtig, dass mehr Frauen an den Redaktionssitzungen teilnehmen und Themen setzen. Wenn jemand eine Statistik geführt hätte, würde man hier schon eine Verbesserung feststellen. Und schön ist, dass du jetzt meine Stelle übernimmst.

N: Was hat dir eigentlich an deiner Arbeit bei Saiten am besten gefallen?

S: Dass ich unglaublich viele interessante Menschen kennengelernt habe: die Schreiberinnen, Gestalter und andern Unermüdlichen im Saiten-Umfeld natürlich, aber auch die Personen, die ich für Interviews besucht habe, und die vielen Ostschweizer Kulturschaffenden und -organisatoren. Natürlich hat mir auch die grosse Freiheit gefallen, die man auf der Redaktion hat. Irgendwie ist das doch ein Journalistinnen-Mädchenraum, Monat für Monat ein Heft machen zu dürfen.

N: Und warum hast du dich jetzt entschlossen aufzuhören?

S: Die grosse Freiheit verlangt natürlich auch einiges ab, an Zeit, Optimismus, Kreativität. Ich glaube, es ist sinnvoll, wenn die Saiten-Redaktorinnen und -Redaktoren etwa im Vier-Jahres-Rhythmus wechseln. – Warum hast du dich entschieden anzufangen?

N: Ich bin pleite und brauche dringend Geld. Nein, im Ernst, wie du schon gesagt hast: der Journalistinnen-Mädchenraum. Und du gehst ja jetzt zum Amt für Kultur.

S: Wir können also weiterhin zusammen pendeln.

N: Dann kommst du aber nicht mehr zum Arbeiten im Zug.

S: Und du nicht zum Schlafen.

Sabina Brunnschweiler, 1975, ist in Ebnat-Kappel aufgewachsen und hat in Zürich Germanistik und Geschichte studiert, wo sie seither lebt. Sie war von April 2004 bis Ende August 2008 Redaktorin bei Saiten und macht nun für ein halbes Jahr Mutterschaftsvertretung beim Amt für Kultur des Kantons St.Gallen.

Noëmi Landolt, 1982, ist sieben Mal umgezogen, bevor sie 1989 nach St.Gallen kam, und lebt seit fünf Jahren ebenfalls in Zürich. Sie studiert dort Ethnologie und Kunstgeschichte und ist seit Mitte August Redaktorin bei Saiten.



Bild: Daniel Kehl

EIN BALL IM MAISFELD

Eine Reise nach Wohlen – ein unbeschwerter erster Ausflug in die unbekannte Fussballprovinz. Die Fahrt durchs untere Freiamt entspricht allen Erwartungen, vorbei gehts an Heitersberg, Hendschiken und Dottikon-Dintikon, auf Feldwegen spazieren Paare mit Hund. Und was von fern wie ein Wolkenkratzer wirkt, ist bloss ein riesiges Silogegebäude. Hinein gehts in die erste W-City auf der Challenge-Tour 2008/09 durch die Schweiz. Wir tingeln über die Dörfer, durch Wohlen, Wil und Winterthur. Und im Cup nach Wangen bei Olten?

Wir fahren zu jenen, die kein richtiger Fussballfan wirklich liebt und ernst nimmt. Was wir noch nicht ganz realisiert haben: Auch unsere Gastgeber begegnen uns mit Skepsis, auf dem Bahnhof warten Polizisten schon zwei Stunden vor dem Anpfiff auf die grün-weißen Fans, und Einheimische beobachten den Zug zum Stadion aus sicherer Distanz von ihren Balkonen aus. Doch Zweifel wegen allfälliger Überforderung des Heimklubs verfliegen schnell, und bald macht sich jene friedliche Volksfeststimmung breit, wie sie offenbar auf freiem Feld so viel leichter entsteht. Der Fanpolizist holt einen Ball aus dem Maisfeld und knallt ihn zurück ins Stadion. Der private Sicherheitsdienst, dessen Einsatzzentrale in

einem alten Migros-Verkaufswagen untergebracht ist, führt die Personenkontrolle beim Eingang demonstrativ korrekt und anständig durch. Man will hier niemanden erzürnen. Die übrigen Mängel gehören traditionell zu einem Provinzprogramm und stören nicht wirklich: Im Gästesektor ist nur eine einzige Kasse geöffnet, im Festzelt ist nur ein einziger Zapfhahn in Betrieb, und der einzige Lautsprecher ist gegen den Lärm der Fans überfordert. Spätestens als die SG-Kurve den Espenmoos-Song anstimmt, wird klar, weshalb die Saison in der Verliererliga für die Fans genau zum richtigen Zeitpunkt kommt: Nochmals ein Jahr lang in Ruhe all das geniessen, was uns am Espenmoos fasziniert hat – den Charme des Unperfekten. **Daniel Kehl**

Die Challenge Tour 08/09 ist das Produkt einer Wette: Saiten-Autor Daniel Kehl – der Verfasser des Kultbuchs «Hutter & Mock» im Saiten-Verlag, 2004 – verpflichtete sich während der Barrage, entweder zu Fuss nach Genf zu wandern (im Falle des Ligaerhalts) oder in der B-Liga-Saison 2008/09 alle Auswärtsspiele des FC St.Gallen zu besuchen.

In diesem Magazin wird monatlich von einem Auswärtsspiel des FC St.Gallen berichtet. Lesen Sie die anderen Beiträge von Daniel Kehl kurz nach dem Spiel auf dem neuen Blog von Saiten: www.saiten.ch/ostblog

Freizeit mit einem Kind gestalten



Wir suchen Freiwillige für das Patenschaftprojekt «mit mir», welches Beziehungen zwischen freiwilligen Gotten/Göttis und Familien in einem Engpass knüpft.

Die Patinnen und Paten gestalten ein bis zweimal im Monat einen halben Tag mit einem Kind.

Die Kinder erleben spannende Freizeiten, zusätzliche Erfahrungen und eine weitere Person, die sich Zeit nimmt für sie.

Als freiwillige Person (auch Paare sind willkommen) erleben Sie sich in einer neuen Rolle und bekommen Einblicke in andere Lebenswelten. Sie haben ein hohes soziales Einfühlungsvermögen in komplexe Familiensituationen und sind offen für andere Lebenswirklichkeiten. Sie wohnen in St.Gallen oder in der nahen Agglomeration. Sie bekommen fachliche Begleitung und eine Spesenpauschale für Ihr Engagement.

Kontakte:

Katholischer Sozialdienst Ost

Christoph Balmer-Waser

Greithstrasse 8

9000 St.Gallen

071 244 41 13

christoph.balmer@kathsg.ch

Das Patenschaftprojekt
ist ein gemeinsames Engagement von

CARITAS St. Gallen



Katholische Kirche im Lebensraum St.Gallen / Sozialdienste Ost · West · Zentrum
Offenes Haus

www.caritas-stgallen.ch | www.dekanat-stgallen.ch



Learning oder Doing?

Du möchtest eine pädagogische Ausbildung, bei der du Theorie und Praxis kombinieren kannst? An der PHSG erwartest dich nicht nur in dieser Beziehung ein bestens ausgewogenes Angebot. Mehr zur Ausbildung als Lehrerin oder Lehrer findest du unter www.phsg.ch

PH^{SG}

Pädagogische Hochschule
des Kantons St.Gallen



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

KELLER + KUHN: MAAG&MINETTI.
STADTGESCHICHTEN

MINETTI, ERBE

Diese riesige Halle voller Autos soll ihm gehören? Das Bild ist beeindruckend. Funkelnde Dächer, Fensterscheiben, Kühlerhauben, Kotflügel, Chromstahl, polierte Radkappen, schimmernde Armaturen – Tausende von Glanzlichtern, jedes eine kleine Explosion! Erregt geht er durch die Halle, zwängt sich durch schmale Lücken, steigt auf Stossstangen, klettert stolz über sein Erbe. Da ist es! Nur das will er! Das und kein anderes! Als Einziges blitzt und blinkt es nicht, sondern zwinkert ihm verwegensbescheiden zu. Das kleine Luder hat eine kräftige Delle am Hintern, was ihm bei den anderen schon als Vorstellung beleidigend erschiene. Er hastet zum Eingang der Halle zurück und beginnt, ein Auto nach dem anderen ins Freie zu fahren. Irgendwoher hört er das Elf-Uhr-Läuten. Das nächste Mal nimmt er die Zeit am Spätnachmittag auf den Armaturen eines Bugatti T 35 T wahr. Obwohl es jedesmal schwieriger wird, in der Stadt freie Plätze zu finden, macht er weiter. Er nimmt Rückwege in Kauf, die länger, komplizierter und zeitraubender werden. Schliesslich ist er so erschöpft, dass er unsicher wird, ob er das Auto, das ihm begehrenswerter denn je erscheint, nicht bereits irgendwo abgestellt hat. Er eilt durch Strassen, die er nur flüchtig kennt. Müsste er es unter all den Imponierkarossen nicht auf Anhieb finden?

Da hört er ein Gelächter, ungezügelt, ansteckend, merkt, dass es überall ist, um ihn herum wie in ihm selbst. Wird er beobachtet? Von wem? Wütend tritt er gegen den Reifen eines Aston Martin. Wo ist er überhaupt? Gibt es etwas an seinem Benehmen auszusetzen? Wäre es nicht an der Zeit, der Erblasser würde endlich in Erscheinung treten?

Keller + Kuhn sind Christoph Keller (St.Gallen/New York) und Heinrich Kuhn (St.Gallen/Paris).

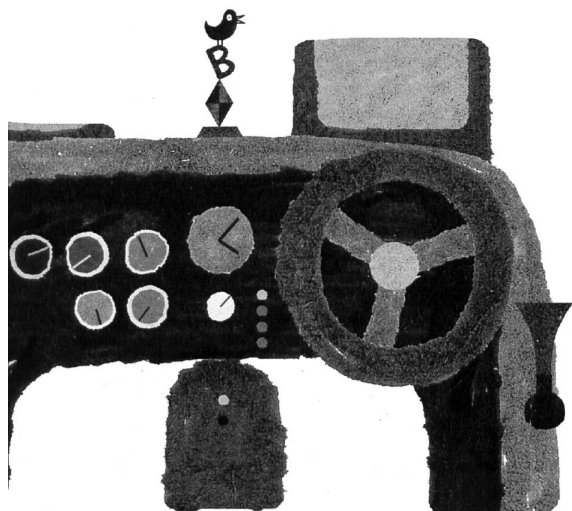


Illustration: Beni Bischof



Illustration: Rahel Eisenring

MEISTERSTÜCK

ANDREAS SCHLITTLER

Wir treffen uns im Zürcher Hauptbahnhof zu einem Vorabendapéro. Andreas Schlittler vermisst diese Stunden, in denen man mit Kollegen ein Bier trinkt. Um diese Zeit sitzt er sonst im Zug, auf dem Heimweg von Zürich nach Glarus, wo der Programmierer mit Frau und zwei Kindern lebt. Dass der «Glarner Sprinter» nur noch 55 Minuten von Zürich bis Glarus benötigt, ist das Verdienst des «Pendlervereins», den Andreas Schlittler seit der Gründung Ende 2001 präsidiert.

Sein Verein hat auch erreicht, dass auf den Fahrplanwechsel im Dezember 2008 endlich neueres Rollmaterial eingesetzt wird. Der «Sprinter» sei immer voll ausgelastet, sagt er. Morgens und abends sitze man gedrängt in altmodischen Wagen, wo die Storen bei offenem Fenster in den Tunnels flattern. Im Sommer ist es ohne Klimaanlage zu heiss, im Winter zu kalt. Zudem fehlen Steckdosen und Tischchen für die Laptops; wer pendelt, soll unterwegs arbeiten können.

Schlittlers Anliegen ist es nun, mehr junge Leute in den Verein zu holen. Man habe es leider verpasst, im Rahmen der EM 2008 gut zu werben, aber an der Glarner Chilbi werde es nachgeholt. Genügend Mitglieder seien wichtig, um auf die Politik Druck zu machen. Dies werde bald nötig, da die SBB in einigen Glarner Bahnhöfen Geleise herausreissen will. So hätte der Sprinter weniger Kreuzungsbahnhöfe; es wäre in Zukunft nicht mehr möglich, einen strafferen Takt mit mehr Zügen einzuführen.

Morgens nimmt Andreas Schlittler nicht den Sprinter, wie er etwas verlegen zugibt. 6.23

Uhr sei ihm zu früh. Er steigt um 7.40 Uhr in den Zug bis Ziegelbrücke und dort in den «InterRegio» aus Chur. Das dauert etwas länger, dafür gibt es einen Speisewagen, wo sich die Glarner zum Kaffee treffen. Im «Sprinter» hat die Minibar wegen zu wenig Einnahmen den Service eingestellt. Die Idee dahinter war innovativ; die Bar wurde von Arbeitslosen betrieben. Schlittler bemerkt etwas stolz, man habe halt in Glarus im Moment zu wenig Arbeitslose, das sei der zweite Grund gewesen für die Einstellung der Minibar. Mit dem «Sprinter» um 18.40 Uhr fährt Schlittler abends nach Glarus zurück. Er kennt fast alle Mitreisenden. Glarus sei ein idealer Wohnort mit Charme, der Mietzins tiefer als in Zürich und alles zu Fuss erreichbar. Es fehle einzig an genügend attraktiven Arbeitsplätzen. Seine Kinder müssten später vielleicht ebenso pendeln. Aber bis dahin gehöre Glarus wohl schon zur Agglomeration Zürich. «Die grosse Stadt saugt alles ein», sagt er. Freuen tue er sich darüber nicht besonders, denn die Zürcher verstünden die Glarner nicht recht, man werde zu oft belächelt.

Neben Beruf, Familie und der Tätigkeit für den Pendlerverein ist Schlittler Mitglied der Anna Göldi Stiftung, der Grünen Partei und singt in einer Band. Schlittler ist gern dort engagiert, wo es ihn betrifft. Auf die Frage, in welche Richtung er sich als Glarner orientiere, wenn nicht nach Zürich, sagt er spontan: «Schwyz, das passt zu Glarus.» Auch die Bündner seien ähnlich. St.Gallen? Nein, das sei was ganz anderes und ausserdem nicht gleich nebenan. Der Fahrplan beweist es: Von Zürich eine Stunde und siebzehn Minuten Fahrzeit mit der Bahn. **Salome Guggenheimer**